
Editorial

Wie die Ethnologin Carol MacCormack schon in den 1980er Jahren gezeigt hat, ist unser moderner Naturbegriff, dem ein starker Gegensatz zu „Kultur“ eingeschrieben ist, insbesondere im Hinblick auf Geschlecht wenig erkenntnisfördernd.¹ „Kultur“ sowie vor allem auch „Natur“ seien kulturelle Konstrukte, deren Genese in der Aufklärung und ihrem naturrechtlichen und naturphilosophischen Denken liege. Diesem sei dann auch der Geschlechterdualismus eingeschrieben worden: Mann = Kultur – Frau = Natur. Die vermeintlich universale Ordnung der Welt in Natur und Kultur kann somit als Konstrukt einer männlich geprägten okzidentalen Wissenschaft gelten, wie MacCormack weiter schreibt; das wird besonders auch daran deutlich, dass sich in anderen Kulturen weder die westliche Art der Geschlechterdichotomie noch die hier festgeschriebenen Eigenschaften von Natur und Kultur finden.² Die Ethnologin plädiert daher dafür, „dass sowohl Frauen als auch Männer Natur und Kultur sind und dass es keine Logik gibt, die uns zur Annahme zwingt, Frauen seien auf einer unterbewussten Ebene durch ihre Naturhaftigkeit entgegengesetzt und untergeordnet“.³

Man kann diese Überlegungen noch ergänzen und erweitern mit dem Hinweis darauf, dass sich in der vormodernen, jedenfalls in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Weltansicht, Kultur sozusagen aus der Natur heraus entfaltet, genauer: aus dem Sündenfall. Die Natur ist nämlich zunächst allumfassend die Schöpfung Gottes, deren ‚Krone‘ die Menschen (beziehungsweise Mann und Frau) darstellen und die in

1 Carol P. MacCormack, *Nature, Culture and Gender: a Critique*, in: dies. u. Marilyn Strathern (ed.), *Nature, Culture and Gender*, Cambridge, UP 1980, 1–24. Die deutsche Ausgabe erschien unter dem Titel „Natur, Kultur und Geschlecht: eine Kritik“, in: Arbeitsgruppe Ethnologie Wien (Hg.), *Von fremden Frauen. Frausein und Geschlechterbeziehungen in nichtindustriellen Gesellschaften*, Frankfurt am Main 1989, 68–99.

2 Vgl. den grundlegenden Artikel von Natalie Zemon Davis, *Gesellschaft und Geschlechter. Vorschläge für eine neue Frauengeschichte*, in: dies., *Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers*, Berlin 1986, 117–132; vgl. auch den klassischen Text von Sherry B. Ortner, *Is Female to Nature as Nature is to Culture?*, in: Michelle Z. Rosaldo u. Louise Lamphere, *Woman, Culture, and Society*, Stanford 1974, 67–87.

3 MacCormack, wie Anm. 1, 68.

ihrem Urzustand auch die bestmögliche Realisierung erfahren hat. Durch den Sündenfall wird diese ursprüngliche Einheit und Schönheit zerstört, der Mann soll nun zur Strafe im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen, also hart (auf dem Feld) arbeiten, die Frau „unter Schmerzen Kinder gebären“ und ihrem Mann untergeben sein. So geraten beide, Mann *und* Frau, von der schönen paradiesischen Natur in einen „Kulturzustand“, der Mühsal, Not und schließlich den Tod mit sich bringt, allerdings auch Erkenntnis, Bildung, Verbesserung des irdischen Elends etc. verspricht – was dann in und seit der Aufklärung zu einer besonders hohen Wertschätzung von Kultur oder Zivilisation geführt hat.⁴ Dazu passte – zumindest für Denker in der Vormoderne – auch die Mehrdeutigkeit des griechisch-römischen Naturbegriffs, der zum einen auf den vollkommenen Zustand des Menschen als politisches und soziales Lebewesen (animal) in der „zivilisierten“ Gemeinschaft mit Anderen verwies. Zum anderen rekurrierte dieses Konzept von Natur auf die natürlichen Anlagen des Menschen, die dieser mit den Tieren teilt (etwa hinsichtlich Soziabilität, der Gemeinschaft von Mann und Frau und der Sorge für die Nachkommen), und die es erst erlauben, dass Menschen sich gemäß ihrer vollkommenen Natur entwickeln können.

Vor diesem Hintergrund gehen wir, MacCormack und anderen folgend, in dieser L'Homme-Ausgabe von einem eher „vor-modernen“, jedenfalls breiten Naturbegriff aus, in welchem Mensch (gleich welchen Geschlechts) und Natur einander nicht konfrontativ oder entfremdet gegenüberstehen, sondern in einer engen (Wechsel-) Beziehung stehen. Dabei wird die Deutung und Bedeutung der Natur des Menschen aus einer geschlechterhistorischen Perspektive behandelt.⁵ Aber auch der *Wandel* von Vorstellungen über die Beziehung zwischen Mensch/Mann oder Frau/Natur spielt eine zentrale Rolle – ebenso wie die grundlegende Frage der Historizität von Natur selbst. So befasst sich Mirjam Hähnle in ihrem Beitrag mit Carolyn Merchants anregendem, aber auch viel kritisiertem Buch über den „Tod der Natur“ (1980 erstmals auf Englisch erschienen und schnell in zahlreiche Sprachen übersetzt), in dem Merchant die Zerstörung der Natur und die Gefährdung unseres Planeten vor allem auf männliche Machtansprüche und den daraus entstandenen Wunsch zurückführt, „die Natur“ zusammen mit „der Frau“ zu unterwerfen und zu beherrschen. Der Prozess begann, so Merchant, im Zeitalter der „wissenschaftlichen Revolution“, also im frühen 17. Jahrhundert, und setzte sich bis zur Aufklärung und darüber hinaus fort.⁶ Allerdings war, so

4 Zur vormodernen Debatte über Geschlechterhierarchien und deren Verbindung mit dem Sündenfall vgl. Claudia Opitz-Belakhal, *Streit um die Frauen und andere Studien zur frühneuzeitlichen Querelle des femmes*, Darmstadt 2022, bes. Teil I, 62–82.

5 Vgl. Anna Becker, *Gender and the State of Nature*, in: *History, Politics, Law: Thinking Internationally*, hg. v. Annabel S. Brett, Martti Koskenniemi u. Megan Donaldson, Cambridge 2021, 341–356.

6 Carolyn Merchant, *The Death of Nature. Women, Ecology and the Scientific Revolution*, San Francisco, Calif. u. a. 1980; eine deutsche Neuauflage erschien 2020 unter dem Titel: *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*. Mit einer Einführung von Christine Bauhardt, München 2020.

zeigt Hähnle an der utopischen Schrift „Christianopolis“ des Protestanten Johann Valentin Andreae von 1619 – die auch in Merchants Buch eine wichtige Rolle spielt –, dessen Argumentationsweise deutlich subtiler, als dies häufig dargestellt wird. Trotz der zum Teil berechtigten Kritik an manchen von Merchants Thesen findet Hähnle daher viele ihrer Gedanken auch heute noch wegweisend für eine ökologisch orientierte Geschlechtergeschichte.

Nicht nur gegen die Beherrschung der (weiblichen) Natur, sondern grundsätzlicher noch gegen die „Naturalisierung“ von Geschlechterordnungen und insbesondere gegen die vermeintlich „natürliche“ Bestimmung „der Frau“ als Gattin und Mutter haben Feministinnen im 20. Jahrhundert intensiv und durchaus erfolgreich argumentiert. In ihrem Forums-Beitrag zeigt Caroline Arni allerdings auf, dass dadurch auch Konzepte für die Kritik und Analyse verschüttet worden sind, die im 19. Jahrhundert noch lebhaft diskutiert wurden. So haben etwa Autorinnen im frühsozialistischen Kontext weibliche Emanzipation nicht in einer Kritik der Mutterschaft veranschlagt, sondern in einer politischen Ökonomie der Mutterschaft, die diese in Wert setzen würde. Im Fehlen einer solchen Anerkennung sahen sie eine universalisierbare Form von Ausbeutung und kehrten so die Perspektive auf Mutterschaft und Mensch-Sein schlichtweg um, nach dem Motto ‚Menschen sind auch Mütter‘. Dass diese tatsächlich revolutionäre Perspektivierung von der feministischen Geschichtsschreibung wenig beachtet oder gar missverstanden worden ist, zeigt nach Arni die Kosten einer habitualisierten Naturalisierungskritik auf: Sie kann als Denkblockade wirken und daher auch höchst unproduktiv sein.

Mensch-Tier-Beziehungen und „symmetrische Anthropologie“

In der neueren anthropologischen Debatte sind Überlegungen wie die eingangs erwähnten von McCormack weitergeführt worden zum Konzept einer „symmetrischen Anthropologie“, die nicht einfach die kategoriale Trennung von Kultur und Natur, sondern die analytische Tauglichkeit dieses Begriffspaares überhaupt infrage stellt, indem sie an dessen Stelle die Frage nach der Unterscheidung von Mensch und Nichtmensch setzt.⁷ Von einer solchen kritischen Perspektive auf die theoretischen Rahmen moderner Prägung haben insbesondere die sich neu entfaltenden *human-animal-studies* profitiert und sich auch in der Geschichtswissenschaft zu einem wichtigen Forschungszweig entwickelt. In diesem Heft spielen Forschungen zu Mensch-Tier-Beziehungen daher eine wesentliche Rolle – sie haben sich sogar zu einem

7 Zur symmetrischen Anthropologie und Geschichtswissenschaft vgl. Caroline Arni, Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine rekursive Geschichtsschreibung, in: Historische Anthropologie, 262, 6, (2018), 200–223; vgl. dies. und Simon Teuscher (Hg.), Symmetrische Anthropologie, symmetrische Geschichte (= Historische Anthropologie, 28, 1/2020).

heimlichen Schwerpunkt des Themas „Natur“ entwickelt. Und dies mit gutem Grund: Gerade aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive lassen sich die komplexen Verbindungen von Mensch und Tier und die damit einhergehenden Bedeutungszuschreibungen besonders gut erkennen und es können historische Hierarchisierungen von „Tier“, „Mensch“, „Mann“ und „Frau“ deutlich gemacht werden. Die daraus zu ziehenden Schlussfolgerungen sind oft überraschend. So zeigt Daniel Allemann in seiner Analyse einer Geschichte der Anden, die der Inka Guaman Poma de Ayala 1615 verfasste, die komplizierten Verflechtungen von indigenen und europäischen Vorstellungen von Mensch und Tier, Geschlecht und Status sowie vor allem von Natur und Über- beziehungsweise Widernatürlichem oder sogar Teuflischem. Tatsächlich wurde der Verweis auf Natur oder die natürliche Ordnung schon voraufklärerisch dazu genutzt, diverse Verhaltensweisen, aber auch Erscheinungsformen menschlichen wie tierischen Lebens als „wider die Natur“ gerichtet zu be- oder gar zu verurteilen. Hier grenzte dann das Widernatürliche, ja Dämonische, direkt an das Übernatürliche, da beide in gewisser Weise „jenseits der Natur“ angesiedelt waren. Allemann macht deutlich, dass Natur und Geschlecht dabei weniger als Demarkationslinie, sondern vielmehr als Bindeglied indigener und spanischer Kolonisierungserfahrungen zu sehen sind.

Aline Vogt weist in ihrem Beitrag über „Tierische Beziehungen“ darauf hin, dass die Vorstellungen von und der Umgang mit Tieren in der französischen Aufklärung stark geschlechtlich gefärbt waren. Das Mitleid, angesiedelt an der Schnittstelle zwischen Natur und Zivilisation, galt zwar als eine der wichtigsten sozialen Emotionen der Zeit, wurde aber zum einen insbesondere Frauen zugeschrieben. Zum anderen sah man auch gewisse Tiere und deren Umgang miteinander durch Mitleid geprägt, die dadurch viel von ihrem „natürlichen“ Charakter einbüßten und an Ähnlichkeit mit dem Menschen gewannen. Grenzen zwischen Tier und Mensch waren daher fließend. Dabei waren es vor allem (pädagogisch ambitionierte) Autorinnen, die das Mitleid mit den Tieren als spezifisch weibliche Haltung beschrieben und förderten, da beide – Frauen wie Tiere – unter männlicher Gewalt und Misshandlungen zu leiden hätten.

Konzepte von imperialer Männlichkeit, die mit taxonomischer wie realer Gewalt verbunden waren, spielten bei der Selbstdefinition wie bei den wissenschaftlichen Unternehmungen Schweizer Naturforscher in Niederländisch Ostindien zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine wesentliche Rolle, wie Monique Ligtenberg in ihrem Beitrag zeigt. Die Eroberung bedeutete auch epistemische Hegemonie, und hier verband sich die Betrachtung, Beschreibung und vor allem Benennung von Tieren mit hierarchischen Vorstellungen von dem oder den Anderen in der fernen ostasiatischen Natur sowie mit imperialen oder jedenfalls kolonialen Rahmenbedingungen und Praktiken, die bei der wissenschaftsgeschichtlichen Analyse dieser Naturforschung nicht übersehen werden dürfen. Nicht zuletzt wurde in der Natur der Kolonie und in Abgrenzung zur Natur der indigenen Menschen auch der Idealtypus des europäischen männlichen Forschers geschaffen.

Körperkonzepte und Geschlechtsidentitäten

In gleich zwei Beiträgen der vorliegenden „L’Homme“-Ausgabe werden zudem vormoderne Konzepte von Körper und Geschlecht behandelt: Kordula Schnegg richtet in ihrem Forumsbeitrag einen Blick auf antike Natur- und Körperkonzepte, konkret auf Körpervorstellungen jenseits binärer Geschlechterkonzepte in Plinius’ „Naturgeschichte“, die gleichsam eine Enzyklopädie des Naturwissens aus dem 1. Jahrhundert nach Christus darstellt. Die interessanten, häufig allerdings eher lakonischen Bemerkungen von Plinius über „Hermaphroditen“ oder „Androgyne“ lassen zwar nicht auf deren sozialen Status rückschließen, sind bei ihm aber Zeichen der „Kreativität der Natur“ und haben so einen Platz in der breit angelegten Naturreflexion des antiken Gelehrten. *Sexus*, so wird deutlich, meint zugleich körperliche Eigenschaften wie auch geschlechtlich konnotiertes Handeln.

Weniger auf körperliche Geschlechtsmerkmale oder deren Fehlen als vielmehr auf die Frage der Möglichkeiten, vormoderne (insbesondere frühneuzeitliche) Geschlechtsidentitäten zu erforschen, ist der „L’Homme-Extra“-Beitrag von Sylvie Steinberg ausgerichtet. In einem breit angelegten Überblick über die englisch- und französischsprachige Forschung reflektiert sie die Historizität von Identitätszuschreibung wie -bildung in einem gesellschaftlichen Umfeld, das stark durch Konzepte der Ungleichheit, des (mehr oder weniger unveränderlichen) Status und der Gruppenzugehörigkeit gekennzeichnet war, und in dem individuelle Identitätsbildung oder Wahlmöglichkeiten insbesondere im Hinblick auf sexuelle Praktiken wenig ausgeprägt waren.

Sehr deutlich lässt sich dies etwa in Selbstzeugnissen von Kaufleuten aus dem 15. und 16. Jahrhundert erkennen, die Martha Howell in ihrem Beitrag vorstellt, der ebenfalls in der Rubrik „L’Homme-Extra“ angesiedelt ist. Sie befragt diese Texte auf die Selbstdarstellung (und in gewisser Weise auch Selbstreflexion) ihrer Autoren hin. Hier treten vor allem Vorstellungen von (Kaufmanns-)Ehre und Ehrbarkeit hervor, die nicht nur stark durch Sozialbeziehungen geprägt waren, sondern die auch eng mit einem ganz bestimmten, gruppenbezogenen Konzept von Männlichkeit verbunden wurden, in dem Sexualität allerdings keine offensichtliche Rolle spielte.

Einen Beitrag für die vor kurzem begonnene Serie über „Umkämpfte Kategorien und neue Feminismen“⁸ liefert Rithma Kreie Engelbreth Larsen, die sich intensiv mit den Thesen der Philosophin Rosi Braidotti in deren 2022 erschienenem Werk „Posthuman Feminism“ beschäftigt. Sie konstatiert darin einen Wiederaufstieg des Ökofeminismus, nachdem dieser lange Zeit als „essentialistisch“ oder „überholt“ abgetan

8 In der seit 2022 laufenden Kommentarserie „Umkämpfte Kategorien und neue Feminismen“ ist bislang ein Beitrag erschienen: Beate Hausbichler, Alte Herausforderungen und neue Mittel für feministische Kämpfe, in: „L’Homme. Z. F. G.“, 33, 1 (2022): Göttinnen, hg. von Almut Höfert und Xenia von Tippelskirch, 139–145.

worden war. Damit bestätigt die Autorin indirekt auch nochmals die Beobachtungen von Mirjam Hähle über Carolyn Merchants wichtige Anregungen sowohl für einen erneuerten Ökofeminismus wie auch für einen feministischen Post-Humanismus.

Den Abschluss des Heftes bilden drei Rezensionen zu ganz unterschiedlichen Publikationen im Themenfeld „Natur“ sowie eine Reihe von Rezensionen zu Neuerscheinungen aus wichtigen anderen Bereichen, unter anderem zu einem Sammelband über sexuelle Gewalt in bewaffneten Konflikten – ein Thema, dessen Bedeutung und Aktualität leider gerade heute nicht zu leugnen ist.

Caroline Arni, Anna Becker und Claudia Opitz-Belakhal